

Modellfall für alle „Weltbezwinger“ Grabbes und ihre Stellvertreter wie Richard Löwenherz in „Heinrich VI.“ und Jouve im „Napoleon“.

So recht einleuchtend ist Baumgartners Übertragung des Modells auf die späteren Stücke von Hebbel, Grillparzer u. a. nicht, schon weil deren Helden nirgends die Statur des „Weltbewingers“ erreichen, der die latente Komik bereits in dieser Bezeichnung kenntlich macht. Hebbels Judith und ihr Holofernes erreichen das Ziel erst in der Parodie Nestroys. Vollends gescheitert ist der Versuch, die Rolle an einschlägigen Frauenfiguren festzumachen. Selbst Schiller ist es nicht wirklich gelungen: Er hat die Jungfrau von Orleans entgegen der historischen Wirklichkeit auf dem Schlachtfeld fallen lassen und die anschließende Märtyrertragödie gestrichen. Im barocken Trauerspiel sind Frauen in gleicher Weise wie Männer zur Rolle des historischen Heros befähigt. Lohenstein hat vier Mal mit Sophonisbe, Cleopatra, Agrippina und Epicharis den Konflikt zwischen Eros und Macht durchgespielt. Diese Tradition, die immerhin in den barocken Topoi vom „theatrum mundi“ wie im zyklischen Kreisen des Weltenlaufs bei Grabbe und Büchner weiter wirkt, hätte eine stärkere Berücksichtigung verdient gehabt.

Kurt Jauslin (Altdorf)

*Jan Patrick Müller: Literaturmarkt, Schreiben und Publizieren im Prosa-
werk Karl Herloßsohns (1802-1849). [= Vormärz-Studien Bd. XXXVII].
Bielefeld: Aisthesis, 2015.*

In seiner Berliner Dissertation von 2014 setzt Jan Patrick Müller sich mit dem Werk eines heute weitgehend vergessenen Protagonisten der Leipziger Literaturszene in den 1820er, 1830er und 1840er Jahren auseinander, der am ehesten noch als Herausgeber der Zeitschrift *Der Komet* und als Mitstreiter Wilhelm Hauffs auf dessen satirischem Feldzug gegen den damaligen Erfolgsschriftsteller H. Clauen (Carl Heun) bekannt ist. Nach einigen einleitenden Bemerkungen zum „Literaturmarkt“ der Epoche, dessen Bedeutung für Herloßsohns Schaffen im Zentrum von Müllers Studie steht, folgt eine fundierte Aufarbeitung der – allerdings auch relativ übersichtlichen – Forschungslage zu diesem Autor. Diese beleuchtet insbesondere die statistischen Daten der Rezeption zu Lebzeiten und im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts, während der im ersten Teil der Kapitelüberschrift („Biobibliografie und Rezeption“) angedeutete Aspekt eher sparsam ausgeführt wird – ein angesichts des geringen Bekanntheitsgrades Herloßsohns vielleicht nicht

ganz unproblematisches Vorgehen. Auch dass Müller nach der Hinwendung zu Herloßsohn nun wieder zum Thema seiner Einleitung zurückkehrt und ein als „Überblick“ ausgewiesenes Kapitel zum „Literaturmarkt um 1830“ zwischenschaltet, wirkt ein wenig unglücklich; die schlichte Umstellung der Kapitel 2 (zu Herloßsohn) und 3 (zum Literaturmarkt) hätten die Stringenz der Argumentation wohl deutlicher werden lassen als die vorliegende Anordnung. Nichtsdestoweniger ist auch dieses Kapitel sehr sorgfältig ausgeführt und vermittelt einen guten Einblick in die Situation der Literaturproduzenten in dieser Zeit – allein der in einer Fußnote versteckte, sich jedoch über vier (!) fast vollständig von dieser Fußnote ausgefüllte Druckseiten erstreckende „Exkurs“ einer Transkription mehrerer Verlegerbriefe Herloßsohns (S. 63 Fußn. 216), für die sich mit Sicherheit eine bessere Platzierung und Kontextualisierung innerhalb von Müllers Arbeit hätte finden lassen, stört diesen positiven Eindruck ein wenig. Nun wendet Müller sich den Texten Herloßsohns zu, an denen er seine These einer beständigen Reflexion über die Produktionsbedingungen der Literatur bei diesem Autor entwickelt. Dabei geht er von den als „satirisch-zeitkritisch“ definierten Werken *Vier Farben*, *Henne und Hahn* und *Mephistopheles* aus, an denen Müller plausibel machen kann, wie sich Erzähler und Figuren dieser Texte stellvertretend für den Autor an den Problemen der Zensur, der Ausbeutung durch die Verleger und des ständigen Bangens um die Gunst des wankelmütigen Publikums abarbeiten. Mit den *Löschpapieren aus dem Tagebuch eines reisenden Teufels* rückt dann erstmals das literarische Vorbild Wilhelm Hauff in den Mittelpunkt des Interesses und bestimmt fortan – zusammen mit der Verwicklung beider in die sogenannten „Clauren-Mystifikationen“ – den Hauptteil von Müllers Untersuchung. Diese arbeitet die Abhängigkeiten der beständig zwischen satirischer Distanz und opportunistischem Epigonentum schwankende Haltung Herloßsohns im Vergleich und in Abgrenzung ähnlicher Phasen im Schaffen Hauffs, Willibald Alexis' und anderer Autoren schlüssig heraus und stellt insbesondere die Orientierung an literarischen Modegenres wie dem historischen Roman in den Vordergrund, versäumt es aber, über die Voraussetzungen des eigenen Intertextualitätsbegriffs Rechenschaft abzulegen. Die Verwendung von Termini wie „Paratext“ oder die (angedeutete) Abgrenzung von „Parodie“ und „Pastiche“ weisen vage auf Genette hin, der aber im Literaturverzeichnis nicht genannt wird; daneben begegnen aber auch „Subtext“, „Nachahmung“, „Orientierung“, „Epigonalität“, „Affirmation“, „Kopie“, „Satire“, „Karikatur“, die ohne erkennbares System neben- und gegeneinander verwendet werden. Mit dieser terminologischen Vagheit

nimmt Müller seiner Untersuchung, die immer wieder interessante und innovative Einzelbeobachtungen entfaltet, zwar den übergeordneten Rahmen, der es erlauben würde, seine Ergebnisse in größere Zusammenhänge einzuordnen, passt aber dafür die Fragestellungen eng an die spezifischen Gegebenheit im Fall Herloßsohn an und stellt so eine werkbiographische Entwicklung dar, die von satirischen Anfängen immer mehr zur affirmativ-epigonalen Anpassung an die Erfolgsschriftsteller seiner Zeit voranschreite. Diese Argumentation, die im 5. Kapitel zu den *Löschpapieren* und der *Wallenstein*-Trilogie weitgehend überzeugen kann, wird dann allerdings bei der analog angelegten Untersuchung der sogenannten „Clauren-Mystifikationen“ etwas fragwürdig, wenn Müller im Interesse der im vorangegangenen Kapitel die bis dahin strikt eingehaltene – und im Rahmen der Entwicklung seiner These ja auch durchaus sinnvolle – Chronologie „aus Gründen der Argumentation“ (S. 212 Fußn. 699) aufbricht, um mit dem *Luftballon* zuerst die (später entstandene) Satire und darauf die (frühere) weitgehend affirmative Nachdichtung *Vielliebchen* anzuführen. Das erste Unterkapitel dieses letzten Teils zur Clauren-Parodie *Emmy oder der Mensch denkt, Gott lenkt* stellt einen aufschlussreichen Vergleich mit Wilhelm Hauffs *Mann im Mond* an und kann anhand detaillierter Stilanalysen zeigen, wie die kitschige Erotik der *Mimili* von Herloßsohn durch gezielte Übertreibungsstrategien und paratextuelle Hinweise ins Lächerliche gezogen wird. Auch die marktstrategischen und juristischen Implikationen der in erster Linie auf Autoren- bzw. Herausgeberfiktionen aufgebauten „literarischen Dreiecksaffäre Heun – Hauff – Herloßsohn“ werden stringent und übersichtlich entwickelt, sodass Einleitung und erstes Unterkapitel den gelungensten Teil von Müllers Studie darstellen, während die beiden folgenden Unterkapitel wie bereits erwähnt eine zumindest fragwürdige Anordnung aufweisen. Für sich betrachtet bieten aber auch die Ausführungen zum *Luftballon* und zum *Vielliebchen* aufschlussreiche Einsichten in die jeweiligen Texte und ihre spezifische literarische Machart; auch wenn an dieser Stelle noch einmal anzumerken ist, dass eine reflektierter verwendete Terminologie der Dissertationsschrift in jedem Falle gut getan hätte. Den Abschluss bildet – abgesehen von einer eher assoziativ an die Abhandlung zu Herloßsohn angeschlossenen fünfseitigen Digression zu Dronkes *Sklenen der Intelligenz* – die Deutung des *Wanderbuchs* als „autopoetologischer Kommentar“, die etwas bemüht die Vielstimmigkeit der Erzählkonstruktion mit der offensichtlichen Gattungsmischung in Bezug setzt und letztlich aus zwei Textmarginalien, dem Auftauchen eines beschriebenen Zettels sowie einer mysteriösen allwissenden Episodenfigur,

zumindest gewagte Rückschlüsse auf die Poetik Herloßsohns zieht. Insgesamt findet sich in Müllers Studie Licht und Schatten; als detaillierte und in weiten Teilen schlüssige Untersuchung der unter poetologischen Aspekten interessanten Passagen aus dem Werk eines heute weitgehend in Vergessenheit geratenen Autors stellt sie aber in jedem Fall einen wichtigen Beitrag zur germanistischen Forschung dar.

Heiko Ullrich (Heidelberg)

Erich H. Fuchs/Antonie Magen (Hgg.): Karl August Varnhagen von Ense – Friedrich de la Motte-Fouqué. Briefwechsel 1806-1834. Heidelberg, Universitätsverlag Winter 2015.

Der Beginn des über einhundert Schriftstücke umfassenden Briefwechsels zwischen Karl August Varnhagen von Ense (1785-1858) und Friedrich de la Motte-Fouqué (1777-1843) fällt in das Epochenjahr 1806, welches das faktische Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation einläutete und nach dem Ende des Vierten Koalitionskrieges schließlich die napoleonische Besetzung Berlins brachte. Die nun vorliegende Korrespondenz spiegelt nicht nur die politischen Großereignisse innerhalb und außerhalb Deutschlands der Folgejahre bis 1834 wider und vermittelt so ein einzigartiges Bild der Zeit, sondern gestattet erstmals auch vertiefte Einblicke in das persönliche Verhältnis dieser recht unterschiedlichen Literaten, die sich beide als preußische Patrioten verstanden: Fouqué, der hugenottische Glaubensflüchtling aus Frankreich, stand in preußischen Diensten; Varnhagen, mit rheinisch-westfälischen Wurzeln, fühlte sich unter den Deutschen zumeist den Preußen zugehörig.

Die von Fuchs/Magen umfangreich gestaltete Herausgabe der Briefe vereinigt diese erstmals vollständig. Die 121 Dokumente reichen vom ersten vorsichtigen Herantasten des jungen Varnhagen an den bewunderten Verfasser dramatischer Spiele und Historienstücke (im ersten Brief vom 23. Juni 1806) bis zum enttäuschten letzten Antwortbrief Fouqués an Varnhagen vom 10. August 1834. Eingeleitet wird der Briefwechsel durch ein Vorwort der Herausgeber, in dem sie – orientiert an der bislang vorliegenden Sekundärliteratur – dieses Desiderat der Forschung biografisch-historisch einordnen. Der Lektüre geht außerdem ein sehr hilfreicher Editionsbericht voraus, der auf den etwa 50-seitigen philologischen Apparat und einen umfänglichen Sachstellenkommentar verweist. Ergänzt wird